Ein ungelöstes Geheimniß.

Von E. Martin.

Jedermann kannte den alten Herrn, Jedermann achtete und liebte ihn. Er war ganz mit den Interessen der Stadt Ilpeco verwachsen, hatte beinahe ihre vollständige Entwicklung mit angesehen und miterlebt.

Mr. John Mason gehörte den allerbesten Gesellschaftskreisen an und, obwohl er kein eigenes Geschäft betrieb, noch jemals betrieben hatte — was in einer jungen, westlichen Stadt selten vorkommt — so kannte er dennoch genau die Verhältnisse der Banken, des Handels, des Imports und Exports, der Schifffahrt, der im Hinterlande betriebenen Abholzungen, der ebenfalls dort liegenden Bergwerke und der Agrikultur. Er rieth weise, wo er um Rath gefragt wurde; junge Aerzte und angehende Advokaten wandten sich vertrauensvoll an ihn, um ein Arbeitsfeld zu entdecken; Mr. Mason half mit guter Auskunft und zweifellos zuweilen mit klingender Münze.

Besonders aber waren es die Mütter, welche sich in schwierigen Angelegenheiten an Mr. Mason's bewährtes Urtheil wandten. Wenn ein „Society girl" sich zu tief in eine Liebschaft eingelassen hatte und nun den Eltern erklärte, jenen jungen, hoffnungsvollen, aber beschäftigungslosen Mann, der wenig mehr besaß als einen Gesellschaftsanzug, und keinen Anderen würde sie heirathen, dann wurde Mr. Mason inständig gebeten, dem Verhältniß ein Ende zu machen, und das that er meistens, nicht indem er die jungen Leute trennte, sondern dadurch, daß er dem Heirathskandidaten — wenn dieser überhaupt ein anständiger, arbeitswilliger Mensch war — eine ihm passende Beschäftigung, mit sicherem Einkommen verschaffte. Oder, wenn die Eltern Auskunft wünschten über einen von auswärts kommenden jungen Mann, der sich in Ilpeco niederlassen wollte und den Töchtern des Landes gut gefiel, dann wurde natürlich Mr. Mason gebeten, Erfahrungen über sein Vorleben einzuziehen. Der alte Herr hatte überall Verbindungen und konnte meist in kurzer Zeit beruhigende oder warnende Nachrichten liefern; im ersten Falle gab es vielleicht eine Verlobung, im zweiten Falle wurde der unliebsame Fremdling geboycottet und suchte sich fast immer bald ein neues Arbeitsfeld.

Auf diese Weise hatten manche Ehepaare ihr Glück hauptsächlich Mr. Mason zu verdanken. Er bedachte sie stets mit einem schönen, kostbaren Hochzeitsgeschenk und natürlich hingen sie an ihm in Dankbarkeit und Vertrauen, um so mehr, da er fortfuhr, sich um das Wohl seiner Schützlinge zu bekümmern, sie eifrig besuchte, sich von ihnen einladen ließ, den Kindern und auch den Müttern mancherlei Gaben brachte und immer reges Interesse für ihre Wohlfahrt an den Tag legte.

Kein Wunder, daß auf diese Weise eine Generation nach der anderen in Mr. Mason eine Art Universalonkel erblickte. Er selbst war nicht verheirathet und konnte deshalb um so leichter sich den Titel eines Wohlthäters der dortigen Menschheit erwerben.

Auch die wenigen Armen der blühenden Stadt erhielten ihr Theil seiner Menschenfreundlichkeit; sie kannten ihn wohl und verließen ihn nie ungetröstet. Wenn es aber eine öffentliche Wohlthätigkeitsvorstellung, etwa einen Ball, eine theatralische Vorstellung, ein Liebhaberkonzert, einen Bazar oder sonst eines der Feste gab, mit deren Hilfe es Sitte ist, den Armen Heizung, Kleidung, Nahrung und Wohnung zu verschaffen, oder ein Hospital, eine Dienstbotenherberge, vielleicht sogar eine neue Kirche zu gründen, dann kaufte Mr. Mason die meisten Billets, die er hernach an solche vertheilte, die das Schauspiel gern genossen hätten, aber nicht im Stande waren, sich das Vergnügen zu erkaufen.

Ilpeco ist eine wunderbar anmuthig im Cascaden-Gebirge gelegene Stadt, im Staate Washington. Mehrere kühne, unternehmungslustige Forscher waren vor etwa fünfzig Jahren von Seattle aus in die Wildniß der mächtigen Wälder gedrungen und hatten endlich an einem Punkt, wo ein kleiner, wilder Bergstrom in den großen Skagit fließt, einen geeigneten Platz entdeckt, um dort Bäume zu fällen und diese, in Flöße gebunden, dem Puget Sound zuzuführen, wo, an der Mündung des Flusses, sich damals schon Sägemühlen befanden. Nachdem sie die nothwendigen Vorbereitungen getroffen hatten und das zu jener Zeit noch ganz wilde Land von der Regierung erworben worden war, fingen die drei Hauptförderer des Unternehmens, die Arbeiter mitgebracht hatten, ihr Werk an. Es wurden Blockhäuser errichtet und eine Stadt angelegt. Wie aber sollte sie genannt werden? Zuletzt erhielt sie ihren eigenthümlichen Namen auf folgende Weise: Die Hauptbetheiligten kamen alle Drei aus verschiedenen Oststaaten, der eine von Illinois der andere von Pennsylvania und der dritte von Connecticut. Nach vielem Ueberlegen wurde beschlossen, daß jeder Heimathsstaat seine zwei Anfangsbuchstaben hergeben sollte, daraus wurde Ilpeco, ein Name, der ganz indianisch klang und deshalb in die Wildniß paßte, welche eben den Indianern entrissen worden war.

In den darauf folgenden Jahren wuchs sich Ilpeco zu einer stattlichen Stadt aus. Zwar der Holzhandel blühte weiter; es wurden immer noch prächtige Douglas-Tannen und anderes Nadelholz den Fluß hinunter geflößt, aber die Bäume mußten jetzt weit hinten von den Halten und Abhängen der Cascades geholt werden, denn in der Nähe war der meiste Baumwuchs ausgerodet. Dafür gab es in Ilpeco Banken, großartige Geschäftshäuser, Kirchen mannigfaltiger Denominationen, ein hübsches Y. M. C. A. Gebäude, Schulen, Gasthöfe, prunkvolle Läden, ein himmelanstrebendes Zeitungslokal, eine Konzerthalle, ein Theater, viele Restaurants, unzählige Saloons und zwei Hospitäler; überdies viele hübsche hölzerne Wohnhäuser in modernster Architektur und mit allem neuesten Komfort eingerichtet, beinahe ein jedes in einem prächtigen Blumengarten; es giebt dort auch einzelne großartige, von den Holz-Millionären errichtete steinerne Paläste.

Die Gegend um Ilpeco herum ist paradiesisch schön. Im Hintergrund stehen die festen, fünf- bis siebentausend Fuß hohen Mauern der Cascades. Ueber diese Berge hinaus erhebt sich im Norden das elftausend Fuß hohe, schneebedeckte Haupt des Mount Baker, südwärts der spitze Kegel des Glacier Peak, sowie andere Bergriesen, alles thätige Vulkane, die aber, glücklicherweise für die sie umgebenden Fluren, ihre Wirkungen meist auf ihre eigenen Kuppen und Abhänge konzentriren. Bei klarem Wetter kräuseln oft leichte Rauchwölkchen über jenen Berggipfeln und hie und gemahnen Erdstöße an die unheimliche Nachbarschaft. Die Abhänge der Cascades sind mit dichten Wäldern bedeckt, in denen prachtvolle Exemplare von Nadelhölzern, von hohen, schlanken Tannen, Fichten, Pinien und Cedern, nebst allen möglichen Laubbäumen wachsen. Der Skagit, der in Britisch Columbia entspringt, fließt an Ilpeco vorbei, er verschafft der Stadt Wohlhabenheit und Reichthum.

Das Klima jener Gegenden ist außerordentlich mild; der Winter bringt zuweilen Schnee, aber nur selten fällt die Temperatur unter den Gefrierpunkt; im Sommer ist es niemals unerträglich heiß, obwohl es von Ende Juni bis Anfang Oktober selten regnet. Gewitter kennt man dort nicht; die hohen Berge in der Ferne ziehen die schweren Wolken an, und diese entladen sich über ihren Häuptern. Das Land ist ungemein wasserreich und jedenfalls eine der fruchtbarsten und zukunftreichsten Gegenden der Union. Die in den Gebirgen verborgenen Schätze sind bis jetzt so zu sagen unerforscht geblieben, obwohl die Bewohner des Staates Washington genau wissen, daß ihre Berge Edelmetalle und Kohlen enthalten.

Dort wohnte Mr. John Mason seit dreißig Jahren und sah mit großer Sympathie, aber ohne selbst thätig einzugreifen, der Entfaltung der Stadt Ilpeco und des ganzen Staates zu. Woher war er gekommen? Das wußte Niemand mit Sicherheit. Natürlich war er in früherer Zeit oft über seine Herkunft befragt worden und dann hatte er allemal offen und freimüthig zugegeben, daß er, trotz seines englischen Namens, Russe sei; seinen Taufnamen Iwan habe er in John übersetzt, sein Familienname sei zu komplizirt, um sich der englischen Sprache anzuschmiegen, aber Mason entspreche demselben ganz genau.

Seine Aussprache des Englischen war korrekt; er sprach ein reines, fließendes Französisch und verfügte über ein sehr geläufiges Deutsch; was für andere Sprachen nebst seinem heimathlichen Russisch er sich vielleicht noch angeeignet hatte, blieb begreiflicher Weise den Ilpecoanern verborgen. Seine Manieren und Gewohnheiten waren tadellos in ihrer unprätentiösen Einfachheit; er war in jeglicher Beziehung durch und durch fein und edel, mit einer unendlichen Nachsicht für menschliche Schwächen. Den Fragen über die Wahl seines Aufenthaltes ging er aus dem Wege, indem er andeutete, er würde vielleicht später ein kleines Kapital in einem der industriellen Unternehmen des Landes anlegen. Das that er aber nie. Er verfügte immer über genügende Geldsummen. Niemand konnte sagen, woher er seine Einkünfte bezog, denn er hatte nichts in den lokalen Banken angelegt. Die einzige Erklärung, die man sich machen konnte, war, daß Mr. Mason zeitweise nach Seattle oder Portland, im Staate Oregon, reiste, und daß er sich dort wahrscheinlich die ihm nothwendigen Existenzmittel holte.

Nach einiger Zeit hörte man auf, den liebenswürdigen Mann mit Fragen zu bedrängen; er war einer der bleibenden Einwohner geworden, hatte keinen einzigen Feind, dagegen viele gute, wahre Freunde; er führte ein ruhiges, einfaches und bequemes Leben; er hatte sich ein hübsches Haus gebaut, das auf einer Erhöhung lag und von einem herrlichen Garten umgeben war, in dem die Rosen in bunten Varietäten prangten. Ein deutsches Ehepaar führte ihm den Haushalt; der Mann war Gärtner und Mr. Mason ließ ihm freie Hand in seinen Anpflanzungen und Verschönerungen, so lange er nur den Rosen besondere Pflege zukommen ließ. Die Frau überwachte das Hauswesen und unter ihrer freundlichen, aber exakten Aufsicht durften weder Köchin noch Stubenmädchen ihre Pflicht vernachlässigen.

Mr. Mason leate sich nach und nach eine reichhaltige Bibliothek an und war deshalb in beständiger Korrespondenz mit vielen Buchhändlern und Verlegern seines Adoptivlandes, sowie Europas. Manches Jahr lang war er wahrscheinlich der einzige Bewohner Ilpecos gewesen, der eine Auswahl von Büchern in fremden Sprachen besaß. Die russischen Werke wurde von seinen Besuchern stets mit großer Ehrfurcht betrachtet, aber es fühlte sich niemals Jemand bewogen, eines der Bücher jener Sprache zu borgen. Die illustrirten Werke und seine vielen französischen Romane standen immer Jedermann zu Diensten, wie er denn überhaupt unermüdlich darin war, sich seinen Mitbürgern von der entgegenkommendsten, gefälligsten Seite zu zeigen.

Nach und nach hatte sich um den Mann eine Legende gewoben, deren Ursprung Niemand kannte, die aber Neuzukommenden konsequent zugeflüstert wurde. Demgemäß war Mr. Mason der Sohn eines der russischen Großfürsten aus der kaiserlichen Familie, vielleicht des Kaisers selbst. Seine Mutter war eine Engländerin und er hatte deren Namen angenommen. Seine Kindheit verbrachte er in Rußland unter der Aufsicht seines fürstlichen Vaters, während die Mutter aus dem Lande verbannt worden war. Als nun der junge Mann aufwuchs und anfing, seiner Mutter nachzufragen, wurden ihm zuerst unbefriedigende Antworten gegeben, bis endlich irgend eine alte Dienerin ihm die Wahrheit verrieth. Darüber, d. h. über die Verbannung seiner Mutter, die gezwungen worden war, ihr Kind aufzugeben, wurde er so aufgeregt, daß er von seinem Vater Rechenschaft über das grausame Verfahren verlangte. Es kam zu bitteren, häßlichen Auseinandersetzungen, und das Ende davon war, daß der junge Iwan erklärte, er wolle seine Mutter aufsuchen. Darauf wurde ihm bedeutet, daß, wenn er jemals Rußland verlasse, ihm verboten werden würde, dahin zurückzukehren. Jetzt stehe es ihm noch offen, sich im Vaterlande eine angesehene Stellung zu erwerben, er möge daher bedenken, was er durch seinen sentimentalen Eigensinn verscherze. Aber der junge Mann blieb bei seinem Vorhaben und zuletzt gab man ihm nach, man war vielleicht froh, ihn los zu werden.

Nun wurde ihm erklärt, daß er in der Fremde, durch gewisse Konsulate, eine bescheidene Pension beziehen könne, aber nur so lange er sich nicht bemerkbar mache. Als russischer Fürstensohn müsse er aus der Welt verschwinden, je ferner, desto besser; nur als unscheinbarer Privatmann dürfe er weiter existiren. Sollte er diesem Pakt untreu werden, so werde ihm nicht nur seine Pension entzogen, sondern er wäre dann auch seines Lebens nicht sicher, denn Rußland's mächtige Arme reichen überall hin.

Iwan fand seine Mutter in England in leidlichen Verhältnissen und er verschönte der kränklichen, abgehärmten Frau durch seine Gegenwart und liebevolle Pflege die letzten Jahre. Nach ihrem Tode ging er nach Amerika und nach langem Suchen fand er in Ilpeco den Zufluchtsort, der ihn von der übrigen Welt beinahe ganz abschnitt, und wo Rußland sicherlich keinen Grund hatte, ihn argwöhnisch beobachten zu lassen.

Nach und nach lernte er seine neue Heimath und die ihm so freundschaftlich entgegenkommenden Einwohner lieben. Die Stadt wuchs und gedieh und er nahm reges Interesse an ihrem Emporkommen.

Etwa vierzig Jahre alt, war er nach Ilpeco gekommen, und jetzt war er ein Siebenziger, nicht mehr sehr rüstig, oft mit Rheumatismus und Gicht geplagt, aber immer noch freundlich und hilfreich, ein kleiner, untersetzter Mann, mit hellen, blauen Augen, einem etwas breiten Gesicht, gar nicht fürstlich imponirend, aber menschlich sympathisch.

Im Herbst erkrankt er ernstlich, und ehe das neue Jahr eintraf, war Mr. John Mason todt. Die Trauer um ihn in allen Gesellschaftsschichten war ehrlich und ernst; Jedermann bedauerte sein Hinscheiden und fühlte, daß der gute Mann vermißt werden würde.

Zuerst geschah nichts, das zur Erleuchtung gedient hätte. Die „Chamber of Commerce" übernahm die Beerdigung.

Ilpeco hatte verschiedene Konsuln, und am Tage nach der Bestattung erschien der schwedische Konsul im Hause des Verblichenen mit einem von Mr. Mason eigenhändig geschriebenen Testament. Darin vermachte er sein Haus sammt Garten, mit voller Ausstattung, Möbeln und Zubehör seinen treuen Dienern und Gefährten, dem deutschen Ehepaar. Seine Bibliothek aber schenkte er der Stadt Ilpeco, als Grundlage für eine öffentliche, freie Volksbibliothek, die schon seit einiger Zeit geplant worden war.

Kein Echo von der Außenwelt, keine Nachfrage, keine Erklärung drang jemals in das Skagit-Thal, um die kursirenden Legenden zu zerstören oder zu bestätigen. Mr. Mason war gekommen, hatte gelebt, war gestorben und Niemand wußte woher und wohin!

In der Kunstausstellung.

Plein-Airist: „Die Hauptsache bei einem Bilde sind Farbe und Licht!"

Kunstfreund: „Na, so einen kleinen Gedanken können Sie immer auch dabei verwenden!"

Amtsrichter Johnsons Höhepunkte.

Von Georg Busse-Palme.

Jeder Mensch hat in seinem Leben einige Höhepunkte, die ihm bis an sein seliges oder unseliges Ende unvergeßlich bleiben.

Auch Ernst Alexander Johnson hatte die seinigen.

Den ersten hatte er damals erreicht, als er, der eben Amtsrichter in dem kleinen, polnischen Städtchen geworden war, seine alte Studentenliebe heimführte.

Am ersten Abend, als sie beisammen saßen, schmiegten sie sich fest aneinander und blickten wortlos in ihre neue Heimath.

Ernst Alexander, in dem ein gefesselter Dichter lag, seufzte tief auf. Auf den Goldgrund des gegenwärtigen Glücks malten seine Träume Blüthen und Kränze einer späteren Zukunft; und das Grün der Hoffnung war überall.

Die Augen wurden ihm feucht. Er griff nach der Hand seiner Frau und küßte sie, so daß sie seine Thränen spürte.

Auch ihre Blicke waren verschwommen. Vielleicht hatte sie seine Träume mitgeträumt. Sie fuhr ihm mit den Fingern in das braune, wellige Haar.

„Wie kann man nur so weich sein," sagte sie. „Wie kann man nur so weich sein, du Lieber?"

— — — — — — — — — —

Sie lebten sehr glücklich zusammen. Nur einschränken mußten sie sich, denn das Gehalt war nicht groß. Das thaten sie aber gern. Ernst Alexander trank einen Schoppen weniger als früher und gab nie mehr als fünf Pfennig Trinkgeld. Allmählich gewöhnte er es sich überhaupt ab, in ein Restaurant zu gehen. Wozu auch? Seine junge Frau machte es ihm daheim so behaglich wie möglich, und daß ihn der Kronenwirth, Herr Ignatz Malczewski, nur noch obenhin grüßte, ließ sich verschmerzen. Als sie dann gar noch anfing, sich mit Schneiderei zu beschäftigen und ganz winzig kleine Häubchen und Jäckchen verfertigte, da brachte er es natürlich erst recht nicht mehr über's Herz, sie auch nur einen einzigen Abend allein zu lassen.

Es sollte aber früh genug anders werden. Nicht, daß ein Streit ihre Harmonie getrübt hätte! Aber eines Tages trat einer in ihr Häuschen, den sie beide in weiter Ferne geglaubt hatten. Der präsentirte die Rechnung für das stille, reiche Glück, das sie ein volles Jahr hindurch am Tisch des Lebens genossen hatten, und die Rechnung war hoch. Frau Marianne brachte ein todtes Kind zur Welt, und drei Tage später folgte sie dem kleinen Wurm nach in die Grube.

Ernst Alexander blieb allein.

Fortan lebte er ganz einsam. Eine weiche Natur von Geburt an, schien der Verlust seines Weibes ihn ganz gebrochen zu haben.

„Es geht nicht so weiter mit Johnson", sagte der „Aufsichtführende" jeden Tag. „Er vergrämt und vereinsamt immer mehr. Wir müssen etwas thun, um ihn aus dieser Lethargie zu reißen."

„Ja, es ist schade um ihn", meinten auch die anderen Herren. „Aber was können wir thun?"

„Was wir thun können? Er muß wieder unter Menschen. Wir wollen ihn bitten, einmal des Abends mit uns zu kommen, zum Bier."

Sie besuchten ihn auch. Aber er wehrte sich.

„Nein, nein", sagte er eigensinnig. „Ich will zu Hause bleiben."

Dann, als sie nicht aufhörten, in ihn zu dringen, wurde er weicher.

„Was soll ich wohl unter euch? Ich kann nicht mehr so fröhlich sein wie ihr und wäre ein trauriger Gast."

Es fehlte ihm aber doch die Energie, um auf die Dauer zu widerstehen. Er ließ sich überreden.

Im Gasthof zur Krone, wo sich die Honoratioren allabendlich versammelten, wurde immer tüchtig gekneipt. Diesmal aber, wo Ernst Alexander Johnson nach so langer Abwesenheit wieder in den verräucherten Räumen erschien, ging es besonders ausgiebig zu.

Von allen Seiten stieß man mit ihm an. Widerwillig, mit melancholischem Lächeln kam er nach, in der Absicht, bei der ersten schicklichen Gelegenheit die Gesellschaft zu verlassen.

So oft er sich aber auch sagte, daß es jetzt an der Zeit wäre, vermochte er doch nie, der Sache ein Ende zu machen. Rathlos den Oberkörper hin und her wiegend und ohne Freude blieb er Stunde um Stunde an der Tafel. Des Trinkens ungewohnt, wurde er früh berauscht.

Es war aber kein angenehmer Rausch. Seine Kollegen mußten ihn nach Hause führen.

Mit schwerem Kopf und Bitterkeit in Herz und Kehle wachte er am nächsten Morgen auf. Ein schwerer Druck auf seiner Stirn ließ den ganzen Tag nicht nach. Er vermochte nicht zu widerstehen, als Assessor Lindenborn, mit dem er gemeinschaftlich das Gericht verließ und der nicht weniger verkatert war, einige Auffrischungsschnäpse vorschlug. Sie setzten sich wieder in das kühle, halbdunkle Kneipzimmer und standen nicht eher auf, als bis es gegen Mitternacht ging.

Einmal aus der gewohnten Bahn geschleudert, fand er nun gar keinen Halt mehr. Der Kronenwirth grüßte ihn jetzt sehr höflich, aber seine Kollegen schüttelten auf's Neue die Köpfe.

„Es geht nicht so weiter mit Johnson," meinten sie alle. „Wir müssen ihn zur Vernunft bringen. Er vertrinkt alles und es ist schon jetzt nichts Seltenes, daß er am hellen Tage berauscht ist."

Eines Abends, als sie in vorgerückter Stunde in ihrer Stammkneipe zusammensaßen, machten sie ihm Vorhaltungen.

Er war schon betrunken und unter ihren wohlmeinenden Worten packte ihn das graue Elend.

„Ich weiß, daß ich ein Lump bin," sagte er schluchzend. „Ein Lump, jawohl, ein Lump. Aber warum habt Ihr mich nicht sitzen lassen in meinem Jammer? Warum habt Ihr mich gezwungen, mit Euch zu trinken?"

„Aber, lieber Kollege! Es ist doch ein Unterschied zwischen Trinken und Trinken. Wir haben es doch gewiß nur gut gemeint."

Amtsrichter Johnson lächelte bitter. „Gut gemeint, jawohl. Alle haben es gut gemeint. Alle, nur der Herrgott nicht. Nur der Herrgott alleine nicht!"

— — — — — — — — — —

Acht Tage später hatte er eine Sitzung des Schöffengerichts zu leiten.

Alle waren schon versammelt. Nur der Amtsrichter fehlte.

Da sandte man den Gerichtsdiener nach ihm aus.

Der alte Klemming traf ihn, wie er gerade, hin und her schwankend, sich vergebens Mühe gab, die Thür seines Hauses aufzuschließen. Es war ersichtlich, daß er eben erst, gegen elf Uhr Vormittags, die Schänke verlassen hatte.

„Nun, Klemming, was ist denn?" lallte er.

„Herr Amtsrichter möchten auf das Gericht kommen. Die Herren Schöffen warten schon alle."

„Die Herren Schöffen? Wer denn, Klemming?"

„Herr Kaufmann Tietz, Herr Tischlermeister Maczkowski, Herr Rentier Priemchen ..."

„Was? Priemchen ist auch da? Hat der Kerl denn schon ausgeschlafen? Na, ich komm' schon!"

Ohne sich umgekleidet zu haben, Wäsche und Kleidung beschmutzt und zerknittert, ging er dem kopfschüttelnden Diener voran.

Unterwegs pfiff er ein Kneiplied vor sich hin. Es schien ihm gar nicht klar zu sein, wohin er gehen mußte. Der alte Klemming wies ihn zurecht, sonst wäre er am Gericht vorüber geschritten.

Man warf ihm die Amtsrobe über. Dann trat er in den Saal.

Mit würdevollen Gesichtern saßen die Schöffen auf ihren Stühlen. Der Angeklagte, ein blasser, junger Bursche, erhob sich, als der Talar sichtbar wurde. Aller Augen wandten sich auf den Richter.

Mit schweren, unsicheren Schritten näherte er sich seinem Tisch.

Da bemerkte er den Rentier Priemchen mit dem er oft zusammen getrunken hatte. Ein breites Lachen zog sich über sein gedunsenes Gesicht, das vor Betrunkenheit glühte.

„Na, alter Schwede," rief er ihm mit heiserer Stimme zu, „auch hier?"

Erschrocken fuhren Alle auf.

„Setzen Sie sich doch, um Gottes Willen," flüsterte Priemchen.

„Gleich Priemchen, gleich! Erst den Cantus."

Und der Königliche Amtsrichter Ernst Alexander Johnson stellte sich in seiner vollen Amtstracht an den Rand des Podiums und erklärte feierlich:

„Zur Eröffnung einer urfidelen Schöffensitzung beginnen wir mit dem schönen Liede:

„Wer kommt dort von der Höh'?
Wer kommt dort von der Höh'?
Wer kommt dort von der ledernen Höh',
Ca Ca ledernen Höh',
Wer kommt dort von der Höh'?" ...

Während er den ersten Vers mit dröhnender Stimme absang, verbreitete sich eine Todesstille um ihn. Niemand vermochte zu lächeln. Bleich und fassungslos blieb Jeder auf seinem Stuhl, und Jeden durchzuckte die Ahnung, daß sich hier ein Menschenschicksal seinem Ende zuneigte.

Er begann noch den zweiten Vers. Mit den weiten Aermeln seiner Robe stieß er beim Taktschlagen an das schwarze Kreuz, das den kleinen, silbernen Leib Christi trug. Es stürzte vom Tisch und schlug mit dumpfem Hall auf die Dielen.

Da unterbrach er sich.

Mit blöden, blutunterlaufenen Augen blickte er hinunter und dann auf die Beisitzer.

„So, so, ach — so —" stammelte er dann.

Ein Zucken ging durch seinen Körper. Schwer ließ er sich in den Sessel fallen.

Aber die Besinnung war ihm zu spät gekommen. Die Sitzung wurde vertagt, und wenige Tage darauf war Ernst Alexander Johnson aus dem Richterstande entfernt. — —

— — — — — — — — — —

Wochen, Monate und Jahre vergingen. Der Amtsrichter a. D. war ein stadtbekannter Trunkenbold geworden.

Als ihm Niemand mehr Kredit gab, fing er an, seine ganze Habe zu verkaufen. Ein Stück nach dem anderen wanderte zum Trödler.

Eines Abends saß er in seiner leeren, unfreundlichen Wohnung, aus der selbst die Wandbilder lange schon zu Geld gemacht worden waren, und zerbrach sich den Kopf, was er noch verkaufen könnte. Aber nichts fiel ihm ein. Ein Tisch und einige Stühle bildeten außer einem kleinen Wäscheschrank sein gesammtes Mobiliar. Verkäufliches war aber nur noch in der letzten Schublade des Schrankes, und vor der hatte er eine heilige Scheu.

Endlich entschloß er sich doch, das Fach zu öffnen, und zitternd und scheu, wie ein Dieb, sah er hinein. Da lag Alles noch wie vor Jahren: Die Häubchen und die Jäckchen, die Windeln und das spitzenbesetzte Taufkleidchen. Es war in zwei größere Abtheilungen gesondert, die mit blauseidenen Bändern umwickelt waren. Daneben lagen noch einige Untersachen seiner Frau.

Das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf, als er diese letzten äußerlichen Erinnerungen an so viel Glück und Hoffnung vor sich sah.

Er kämpfte innerlich, dann aber griff er doch, während die Schamröthe ihm bis in die Stirn stieg, die Packete heraus.

In der Nähe seiner Wohnung befand sich eine kleine Branntweinschenke, in der wandernde Burschen, verkommene Handwerker und der Amtsrichter a. D. verkehrten. Der Wirth war ein gefälliger Mann und nahm ebenso gern Kleidungsstücke und andere Sachen in Zahlung als baares Geld. Zu dem begab er sich.

Er bestellte einen Schnaps und ein Käsebrot. Der Besitzer des Lokals, ein dicker, aufgedunsener Riese, der auf einem Auge blind war, musterte ihn mißtrauisch. Er brachte das Verlangte erst, als er das Bündel sah, das Ernst Alexander neben sich gelegt hatte.

An den Nachbartischen, die klebrig waren und wie das ganze Lokal nach vergossenen Getränken rochen, saßen mehrere junge Leute. Als es ans Zahlen kam, mußte er das Packet öffnen. Wie die Jäckchen und Windeln zum Vorschein kamen, erscholl ein rohes Gelächter.

„Von wo haben Sie das denn?" fragte der Wirth verdutzt.

„Von meinem Kinde."

„Haben Sie denn ein Kind?"

Ernst Alexander biß die Zähne zusammen.

„Es ist todt," sagte er finster. „Sonst säß' ich nicht hier."

Der Wirth schien sich zu erinnern.

„Ach so, Ihre Frau starb ja auch damals."

„Ja, sie starb auch."

„Und das wollen Sie jetzt verkaufen?"

Der Amtsrichter a. D. hörte die Verachtung in diesen Worten und wagte nichts zu erwidern. Mit gesenktem Kopf verließ er das Zimmer und trat hinaus. Zwölf Silbergroschen hatte er in der Hand.

Nach einer unruhigen Nacht wachte er am nächsten Morgen früh auf. Noch unangekleidet saß er mit wirrem Hirn auf dem Bettrand, und allmählich trat ihm wieder ein Bild vor die Seele, das ihn im Schlafe gequält und gepeinigt hatte.

Es war im Traume seine todte Frau zu ihm gekommen. Sie trug ein weißes, faltiges Gewand, und an ihrer Rechten führte sie ihr Kind. Das Kind war nackend und weinte bitterlich.

„Du hast ihm seine Hemdchen verkauft. Nun friert es," sagte die Mutter.

Ernst Alexander bekam das nicht mehr aus dem Gedächtnis. Den ganzen Tag trug er daran, und der Nebel, der jahrelang vor seinen Augen gelegen hatte, verschwand mehr und mehr. Er sah alles, wie es wirklich war, nackt und nüchtern. Er sah, daß der letzte Theil seines Lebens nichts als Schmutz und Schande gewesen war, und Verzweiflung überfiel ihn. Er sprach mit sich und mit den Todten, die ein Traum ihm heraufbeschworen hatte, und alles in ihm ward voll von Bitterkeit und Selbstverachtung.

„Es ist keine Liebe mehr für mich, nicht im Himmel und nicht auf der Erde," sagte er laut.

Seine Worte dröhnten in dem leeren Gemach.

Er schrak zusammen.

Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und spie aus.

— — — — — — — — — —

Die Abendsonne funkelte und sprühte auf dem Schieferdach des alten Klosterthurmes. Sie brach sich auch in den Scheiben des stillen, kleinen Hauses, in dem Johnson wohnte und drang bis in sein Zimmer.

Dort blieb sie lange und leuchtend.

Inmitten der gemalten Decke, an der kleine Amoretten mit rothen Rosen spielten, steckte ein eiserner Haken, der früher eine Hängelampe gehalten hatte.

Die Lampe war lange fort und brannte schon lange nicht mehr.

Jetzt hing ein hänfener Strick daran, und an dem Strick hing ein fetter, gedunsener Leichnam.

Das war der zweite Höhepunkt im Leben Ernst Alexander Johnson's. Sein zweiter und letzter im Leben und im Sterben: zwei Fuß über den Dielen. — — —

Stoßseufzer eines Mainzers.

„Herrgott, wenn nur emal Eener e Maschin' erfinde thät, daß mer am Sunntag sei' Frau net mehr mitnehme müßt'!"